

Nr. 42. Bromberg, den 25. Februar 1928.

Abenteuer in Tibet.

Die Rache des Hong Chung Lu.

Roman von Ottwell Binns.

(19. Fortsetzung.

Einen Augenblick blieb Husky wie angewurzelt stehen und starrte den anderen durch den treibenden Schnee sprachlos an. Dann stieß er einen unverständlichen Ausruf aus und wandte sich ab. Shervington sah ihm verwundert nach. Der Ausruf hatte nichts weniger als erleichtert geklungen, und er sah auch eher enttäuscht als erfreut aus. Aber der Gedanke war ja zu lächerlich, und Nick wies ihn mit einem kurzen Lachen zurück. Obgleich ihm der Atem noch schwer ging rief er Nima-Thasi zu:

„Wir müssen sofort ein Lager aufschlagen, die junge Dame —"

„Nicht nötig, mein Freund. Die Götter sind uns hold. Wir haben viel Besseres in nächster Nähe! Horch nur!"

Shervington lauschte verwundert. Zuerst konnte er nichts als das Heulen des Sturmes vernehmen, dann, in einer Pause vor einem neuen Windstoß, glaubte er abgerissene Töne wie von einem tiefgestimmten Gong oder einer tibetanischen Trommel zu hören. Aber da er wußte, wie leicht man sich täuschen kann wenn man angestrengt horcht, sah er Nima fragend an:

„Ja, ja," brüllte sein Freund. „Eine Lamaserie, dort — —" Er zeigte in die Finsternis hinein. „Ob es Weiblein oder Männlein sind, weiß ich nicht. Aber was tut's? Wir müssen es versuchen oder hier draußen vor Kälte umkommen. Der Weg liegt links. Wir wollen hingehen"

Shervington willigte ein. In diesen Bergen konnte der Sturm noch tagelang wüten, und in der Höhe, ungeschützt vor dem Orkan und ohne die Möglichkeit, ein Lagerfeuer zu machen, waren sie viel größerer Lebensgefahr ausgesetzt als der, welche ihnen von feindseligen Lamas drohte. Außerdem war es ja nicht ausgeschlossen, daß die Lamas freundlich gesinnt waren, weil sie in einer solchen Einsamkeit lebten, kam es zuweilen vor, daß sie sich freuten, Nachrichten aus der seltsamen großen Welt, aus der sie geflohen waren, zu hören. Nick stolperte also dem Tibetaner nach auf die Yaks zu. Durch das Schneetreiben konnte er sehen, wie jemand sich über das Tier beugte, auf welchem Janet Craydon noch lag. Als Nick sich näherte richtete der Mann sich auf, und er erkannte Husky. Dieser trat beiseite und beobachtete Shervington. als er das junge Mädchen von dem Rücken des Tieres hob und in die Arme nahm.

„Wohin wollen Sie mit ihr?" fragte Husky plötzlich.

„Ich will sie nach der Lamaserie tragen," schrie Nick.

„Was erlauben Sie sich eigentlich?" brüllte Husky zornig. Gleichzeitig stellte er sich vor Nick hin, als wollte er ihm den Weg versperren.

Da flammte in Nick alle die Verachtung auf, die er für den Vetter des jungen Mädchens empfand. „Immerhin habe ich bis jetzt mehr für sie getan als Sie. Ich ließ sie nicht im Schnee liegen wie Sie," schrie er zurück und fügte noch hinzu: „Gehen Sie mir aus dem Weg, Sie Narr!"

Anstatt bei diesen Worten in Zorn aufzubrausen, wie Shervington erwartet hatte, taumelte Husky zurück, als hätte er einen Schlag ins Gesicht bekommen.

In diesem Augenblick schrie Nima-Thasis kräftige Stimme: „Vorwärts, mein Freund, sonst werden wir hier alle in Eiszapfen verwandelt werden."

Nima-Thasi führte, und Nick folgte ihm mit Janet in den Armen. Die abgerissenen Mißklänge, die er vorhin gehört hatte, wurden jetzt plötzlich deutlicher, etwas ragte dunkel vor ihnen auf, und dann sahen sie ein schwaches Licht, das durch die Finsternis drang gleich einem in Nebel verschwindenden Stern.

Die Reisenden schritten durch einen steinernen Torweg, vor welchem der Schnee bereits sehr hoch lag und betraten dann einen großen Hof der von drei Seiten mit Gebäuden umgeben war.

Gerade vor ihnen leuchtete das Licht, das sie von weitem hatten schimmern sehen. Es ging anscheinend von einer Lampe aus, die an einem Fenster in dem mittleren Gebäude stand. Nima ging auf das Gebäude zu und klopfte kräftig an die Tür, wie ein Mann, der sich nicht abweisen läßt.

Nick Shervington folgte mit seiner Bürde und stand hinter dem Tibetaner, als dieser zum zweitenmal klopfte. Wieder erfolgte keine Antwort, aber jetzt vernahm man einen eintönigen Gesang, der sich mit den anderen wilden Klängen mischte. Nima-Thasi stieß einen ungeduldigen Fluch aus und sagte zu Shervington:

„Irgendeine hohe Feier scheint vor sich zu gehen. Wir können hier zu Tode erfrieren, ehe die Heiligen dort drin sich rühren."

Dann donnerte er zum drittenmal an die Tür, und diesmal erschien jemand. Die Tür wurde plötzlich aufgerissen, und ein verwittertes, ungewaschenes Gesicht schaute heraus. Zuerst wußte Shervington nicht, ob es das Gesicht eines Mannes oder einer Frau sei, und das togaartige Gewand gab ihm auch keinen Aufschluß darüber. Er hörte dann, wie Nima ihre Lage erklärte, und als das rätselhafte Wesen sich entfernte, rief Nima lachend:

„Weiblein sind es also hier! Da wird man uns schon aufnehmen. Sie sind so neugierig wie die Affen! Jene alte Nonne wird die anderen schon neugierig machen."

Durch die offene Tür konnte man jetzt die wilde Musik ganz deutlich hören; denn sie übertönte nun das Getöse des Sturmes. Während Nima lauschte, änderte sich der Ausdruck auf seinem breiten Gesicht, und er wandte sich rasch an seinen Freund.

„Diese Lamaserie hat zweierlei Heilige", sagte er, „sowohl Nonnen wie Lamas hausen hier. Horch! Man kann Männerstimmen hören, keine Frau kann so tief singen. Die Götter allein wissen, was nun geschehen wird."

Sie warteten, und bald kam die vertrocknete Nonne zurückgehinkt, und mit ihr vier andere Leute. Drei von ihnen waren junge Nonnen, und der vierte, ein Lama, mit kurzgeschorenem Haar, war mit einer roten Toga bekleidet, die so geschlungen war, daß sie einen Arm und eine Schulter bloß ließ. Der Lama sprach mit Nima, und dann wandte sich der Tibetaner an Shervington.

„Gib die Dame den Nonnen, sie werden schon gut für sie sorgen und sie uns nachher wieder zufügren."

Shervington sah die drei ungewaschenen Gesichter an, und es war ihm deutlich anzumerken, daß er keine große Lust hatte, auf diesen Vorschlag einzugehen, aber Nima drängte ihn: „Es bleibt uns nichts anderes übrig. Du wirst nicht zu den Nonnen zugelassen."

„Aber glaubst du, daß wir hier sicher aufgehoben sind?"

Nima-Taschi zuckte die Achseln. „Die Dame ja, und wir sind sicher hier besser daran, als draußen im Schneesturm, wo wir erfrieren würden. Du kannst die Dame ruhig den Nonnen überlassen. Warte dann hier, während ich mit dem Lama das Unterbringen der Yaks in den Ställen beaufsichtige."

Der Lama schob die Toga über seine entblößte Schulter und ging mit Nima in den Sturm hinaus. Zwei von den jungen Nonnen traten dann auf Nick zu, um ihm Janet abzunehmen. Während er noch zögerte, begegneten seine Blicke denen der einen Nonne. Ihre Augen hatten einen weichen freundlichen Ausdruck, und das halbe Lächeln, das in ihren Blicken lag, verriet ihm ihr Verständnis für seine Besorgnis. Hinter diesen Augen konnte keine böse Absicht lauern, dachte Nick, und er legte die noch Bewußtlose in die Arme der jungen Novize. Eine der anderen beeilte sich ihr zu helfen, und als sie Janet forttrugen, schaute die Nonne mit den sanften Augen zurück und lächelte ihn beruhigend an. Es fiel Nick dabei auf, daß das junge Gesicht, wenn es auch ebenso schmutzig war wie die anderen, doch schöner und zarter war als die meisten Gesichter der Tibetanerfrauen, es war schmaler und hatte auch nicht die hohen Backenknochen, die fast allen Bewohnern dieser Berge eigen waren.

Fast unbewußt machte Nick diese Feststellungen, als Husky Craydons schroffe Stimme ihn ärgerlich fragte:

„Glauben Sie, daß Sie Janet jemals wiedersehen werden?"

„Ich würde ihnen die ganze Bude niederbrennen, wenn sie versuchen würden, sie festzuhalten", antwortete Shervington.

„Das ist alles ganz schön und gut, aber — —"

In diesem Moment erklang Nima-Taschis Stimme, und eine Sekunde später erschien der Tibetaner mit seinem Yaktreiber und dem Lama. Nima hatte den letzteren anscheinend in gute Laune versetzt; denn er lachte. Nima schlug Nick auf die Schulter und rief:

„Komm, mein Freund, hier warten heißer Tee, Tsamba und eine trockene Zelle auf uns, alles bessere Dinge als eine Nacht ohne Abendbrot im Schneesturm."

Der Lama ging voran, um ihnen den Weg zu zeigen. Nima schritt dicht hinter ihm her, und dann folgten die anderen. Sie gingen einen langen, schmalen, korridorähnlichen Gang hinunter, dessen Fliesen von den Schritten vieler heiliger Füße spiegelglatt getreten waren und wie Metall glänzten. Die Musik und das eintönige Singen klang immer näher, und ein starker Geruch von Weihrauch schlug ihnen entgegen. Dann wurde der Lärm plötzlich fast betäubend, als sie einen offenen Platz erreichten, der anscheinend die Kapelle der Lamaserie darstellte. Irgendeine Feierlichkeit war im Gange, denn an jeder Seite des Platzes waren mehrere Reihen von Mönchen und Nonnen, die alle auf schmalen Teppichstreifen knieten und die Erde mit der Stirn berührten. Shervington blieb bei dem Anblick stehen und hätte dann beinahe einen Schrei ausgestoßen, so entsetzt war er von etwas, das er gesehen hatte. Denn als er den Blick über diese knienden Gestalten schweifen ließ, hatte einer der knienden Lamas in seiner Nähe den Kopf gehoben, und Nicks Blicke waren den stechenden Augen Doktor Stards begegnet.

Dreizehntes Kapitel.

Ein geheimnisvoller Besuch.

Einen Augenblick lang stand Nick wie angewurzelt da, ohne die Blicke von dem Mann abwenden zu können. Dann beugte sich der Eurasier so tief, daß seine Stirn die Erde berührte. Shervington starrte noch immer die gebückte Gestalt an, und zu seinem grenzenlosen Erstaunen stellte er fest, daß die Schultern des Mannes vor Lachen bebten.

„Mein Gott!" flüsterte er vor sich hin und als er sich umdrehte, um Nima-Taschi und dem Lama nachzugehen, begegnete er den Augen Husky Craydons. Sie glänzten vor Aufregung, und es lag etwas in dem Gesicht des jungen Mannes, das er sich nicht recht erklären konnte. Es ist wohl Furcht, dachte er bei sich.

„Haben Sie das gesehen, Craydon?" flüsterte er und vergaß für den Augenblick die Verachtung, die er für den Mann empfand.

„Gesehen? Was?" fragte Craydon und tat so erstaunt, daß es Nick klar wurde, er spiele den Unwissenden.

„Ach, wenn Sie nichts gesehen haben, um so besser", lachte Servington ironisch, und ging Nima und dem Lama nach, die auf sie beide warteten.

Nachdem sie einen zweiten Gang durchschritten hatten, der aus dem Felsen gehauen zu sein schien, wurde Nick in eine Zelle geführt, die keine anderen Möbel aufzuweisen hatte, als eine Schlafbank, einen Gebetsteppich und eine kleine Statue Buddhas. Er schenkte jedoch seiner Umgebung keine Aufmerksamkeit, denn seine Gedanken waren zu sehr mit dem Gesicht beschäftigt, das er eben in der Kapelle der Lamaserie erblickt hatte. Er versuchte, sich einzureden, daß er sich durch eine flüchtige Ähnlichkeit hatte täuschen lassen, aber im Herzen wußte er, daß er sich nicht geirrt hatte. In den stechenden Augen hatte er deutlich gelesen, daß der Mann ihn erkannt hatte, und seine Schultern hatten unzweifelhaft vor Lachen gebebt.

Nick stand in sorgenvolle Gedanken vertieft. Wie hatte der Mann es fertiggebracht, einen so großen Vorsprung vor ihnen zu gewinnen? Und was tat er in dieser abgelegenen Berglamaserie in der Verkleidung eines buddhistischen Mönches? Er erinnerte sich der einsamen Fährte, die sie am Bergesabhang so erschreckt hatte. Waren es Stards Fußspuren gewesen, und hatte er von ihrem Lagerplatz in der vergangenen Nacht gewußt?

Alle diese Fragen bewegten ihn, aber nur sehr wenige konnte er beantworten. Eins war ihm jedoch klar, nämlich daß Stard ihnen von Schanghai ab auf den Fersen gewesen sein mußte. Aber woher wußte er, daß sie nach dem Dze-chu-Fluß gingen? Er erinnerte sich an Nima-Taschis Worte von dem Chinesen in Tachienlu, der mit dem betrunkenen Husky gesprochen hatte, und dann fiel ihm auch wieder ein, wie dieser Schwätzer mit dem Lotsen auf dem Dampfer geplaudert hatte, und er wurde immer mehr von der Überzeugung durchdrungen, daß Craydon das Geheimnis verraten habe. Nick ballte die Hände vor Zorn bei dem Gedanken, und dann schoß ihm plötzlich eine andere Frage durch den Kopf. War Stard allein? Wenn er der einsame Reisende auf dem Maulesel gewesen war, konnte er ohne Begleitung sein, aber wiederum erinnerte sich Nick der Schüsse in der Nacht, und er war überzeugt davon, daß, wenn Stard auch allein gereist sei, er Freunde in der Nähe habe.

Jedenfalls beschloß Nick, die Angelegenheit mit Nima zu besprechen, und er war eben im Begriff, die Zelle zu verlassen, um den Tibetaner aufzusuchen, als dieser eintrat.

„Was sagst du nun, mein Freund?" fragte er lachend. „Ich bin wieder einmal Lama geworden und lebe in einer Zelle. Aber die Zelle ist jedenfalls heute nacht besser, als die Berge — das heißt solange der Sturm anhält."

Er lachte wieder, wurde aber ernst, als er einen Blick auf Nicks Gesicht geworfen hatte. „Du brauchst dir keine Sorgen um die Frau zu machen", sagte er, da er den Grund der bekümmerten Miene seines Freundes erraten zu haben glaubte, „diese Nonnen werden sie schon inzwischen zum Bewußtsein zurückgebracht haben."

„Nein, das ist es nicht", sagte Nick rasch. „Es ist noch jemand hier, der Lama geworden ist und sogar ein rotes Gewand trägt!"

„Was sagst du da?" rief der Tibetaner erstaunt. „Wer — —"

„Stard ist da. Ich sah ihn vorhin in der Kapelle."

Nima-Taschi starrte ihn ungläubig an, dann sagte er: „Es wird wohl nur eine Ähnlichkeit sein, die dich getäuscht hat, ein Mann von — —"

„Nein! Ich sah ihm in die Augen. Er erkannte mich auch, und während er auf den Knien lag, schüttelte er sich vor Lachen. Ich konnte deutlich sehen, wie seine Schultern vor Lachen bebten."

„Dann werden sie bald von etwas anderem beben!" rief der Tibetaner und wandte sich kurz um.

„Warte!" rief Shervington. „Wo gehst du hin, Nima?"

„Um mein Gewehr neu zu laden, denn die Patronen, die darin sind, können feucht geworden sein."

„Wir wollen lieber abwarten und sehen, was geschieht. Es besteht keine Notwendigkeit, sofort zum letzten Mittel zu greifen, Nima."

„Nein, vielleicht nicht, aber immerhin ist es besser, auf alle Fälle nach den Patronen zu sehen." Er ging hinaus, und nach einer Weile kehrte er zurück, ein Grinsen erhellte das breite Gesicht. „Das ist also abgetan, und jetzt wird das Gesetz seinen Lauf nehmen können, wenn es not tut."

Er setzte sich auf die Pritsche, dann bemerkte er kurz: „Dieser Stard muß erfahren haben, wohin wir reisen."

„Ja, das scheint mir auch", stimmte ihm Shervington bei.

„Und der Schwächling, der mit uns reist, muß es dem Chinesen in Tachienlu ausgeplaudert haben, wie?"

„Das ist auch meine Ansicht."

(Fortsetzung folgt.)

Randbemerkungen.

Es gibt nichts Törichteres als Schmetterlinge zu sammeln; ein Schmetterling, der nicht mehr um Blumen gaukelt, hört auf — Schmetterling zu sein.

*

Die öffentliche Meinung beruht häufig nur auf einem stillschweigenden Übereinkommen, sich über unangenehme Wahrheiten hinweg zu täuschen.

Das Gastspiel der Marie Taglioni.

Skizze von Grete Massé.

Die kleine Blanche Taponnier bewohnte ein Hofzimmer im Armenviertel von Paris. Es war so eng, daß es ihr oft schien, als könnten die Wände sie zwischen sich zerpressen. Wenn man das Fenster öffnete, atmete man den üblen Duft des Hofes und sah auf ungeleerte Mülleimer, auf große Haufen von Schutt und Gerümpel, auf dicke, schwatzende Frauen in Nachtjacken und mit ungekämmten Haaren, auf zeternde Kinder und hungrig umherschleichende, magere Katzen.

Häßlich, häßlich war die Tageswelt der kleinen Blanche Taponnier.

Dafür aber umgab der Abend die Kleine mit einer um so schöner strahlenden Welt. Da stand sie unter den Ballettschülerinnen der Großen Oper von Paris im steifen, wippenden, grünen Gazeröckchen, in den weißen Locken der turmhohen Perrücke Blumen und rote Federn, mit Fächer und Stöckelschuhen, rote Schminke auf den Wangen, Puder auf Nacken und Armen, die Augenbrauen in dem kindlichen Gesichtchen stark übermalt, und tanzte nach den Klängen der Musik in zauberhaft strahlendem Glanz, der auf Feengrotten fiel, auf rieselnde Brünnlein, auf Blumenwiesen.

Dennoch hatte sich Blanche Taponnier damit vertraut gemacht, der Zauberwelt des Abends zu entsagen, um der Elendshölle der trostlosen Tage zu entgehen. Der Bäcker Duprez, bei dem sie ihre Brötchen kaufte, zu denen — ach, so oft — die Butter fehlte, hatte ihr zu verstehen gegeben, daß er nicht abgeneigt sei, ihr in seinem Hause den Platz seiner einstigen Ehegesponsin einzuräumen, die zu gut für diese Welt gewesen und nun schon fünf Jahre auf dem Friedhof Père Lachaise unter dem prachtvollen Denkmal ruhte, das der trauernde Gatte auf ihrem Grabe errichtet.

Wenn sich Blanche entschloß, Frau Bäckermeister Duprez zu werden, dann hatte die Not ein Ende. Aber da trat ein Ereignis ein, das ihre Absichten zunichte machte und die Seele der kleinen Blanche Taponnier so strahlend erfüllte, daß sie lieber eine Tänzerin bleiben wollte, wenn sie auch hungern und frieren mußte, als Sonntags im Staatskleid am Arme des Gatten zu wandeln.

Dieses Ereignis war das Gastspiel der berühmten Tänzerin Marie Taglioni, die man in allen Erdteilen kannte und feierte. In Rußland weilte sie als Gast des Zaren, in Italien spannte man ihr die Pferde aus und beschenkte die Tänzerin mit einem Diadem von unerhörter Kostbarkeit, in England baute man zu ihrem Ruhme einen Wagen, die Türen mit Sylphiden bemalt, da sie als „Sylphide" in dem gleichnamigen Ballett am meisten gefeiert wurde, in Berlin, in Wien, in Budapest, in allen großen Städten jubelte man ihr zu. Man nannte sie die „Königin des Tanzes" oder „die Geisterfee". Man verglich sie mit einem Luftgeist, der im Äther heimisch ist und unter dessen Fußspitzen sich beim Tanze nicht einmal die Spitzen des Grases biegen.

Als die gefeierte Marie Taglioni nach Paris kam und auf der Bühne der Großen Oper tanzte, entfesselte sie Beifallsstürme, wie sie dieser Raum noch nicht vernommen. Aber unter den Hunderten von Zuschauern, die das Theater bis auf den letzten Platz füllten, war keiner, der ihr eine so andächtige Bewunderung entgegenbrachte, wie die kleine Blanche Taponnier. Sie saß auf einem Galerieplatz, bescheiden eingeklemmt zwischen zwei behäbige Bürgersfrauen, und wagte kaum zu atmen. Die Bühne unten, die sie doch so gut kannte, daß sie sich jedes Fleckens und jeder dunkleren oder helleren Schattierung auf den Holzplatten erinnerte, erschien ihr wie ein Traumland, weitab von der Alltagswelt.

Die berühmte Tänzerin hatte sich von der Mode losgesagt, die im alten Ballett üblich war. Sie trug nicht Gazeröckchen, nicht Trikot, nicht Stöckelschuh, nicht Lockenperrücke, nicht Schönheitspflästerchen, nicht Fächer, nicht Schmuck und auch keine Blumen. Sie tanzte in schlicht fallenden weißen Gewändern, umweht von weißen Schleiern, an den Schultern die Flügel der Sylphide. Ihre Füße schienen kaum den Boden zu berühren. Ihr Tanz war ein Schweben, ein Gleiten, ein Hauch, losgelöst von jeder irdischen Schwere. Es sah aus, als tanze unter den Bäummen dieser Walddekoration ein Wesen, das aus dem Äther stammte. Sie glich einer schillernden Libelle, die sich mit zartesten Bewegungen über dem Schilf eines Sees wiegt.

Die Tänzerin Marie Taglioni zog weiter zu neuen Gastspielen und zu neuen Triumphen in anderen Ländern und ahnte nicht, daß sie das Schicksal einer kleinen Pariserin geworden, die vom Tanz nicht mehr lassen konnte, seit sie in der großen Oper von Paris die Sylphide sich neigen und schweben sah.

Weder der Bäckermeister Duprez noch seine Verwandtschaft konnten begreifen, daß dieses arme Ballettmädel es ausschlug, eine reiche Bäckersfrau zu werden. Die Verwandten nannten die kleine Blanche eine „verbohrte Person" und „ein undankbares Geschöpf", das der Himmel schon einmal dafür strafen würde, nachdem es voll Unverstand das Glück mit Füßen getreten. Der Bäcker aber schüttelte den Kopf und murmelte traurig: „Arme Kleine" denn er hatte sie aufrichtig lieb.

Blanche Taponnier aber konnte die Stätte nicht verlassen, wo die Marie Taglioni getanzt. Jener Tanz war für sie das Wunder, das große Erleben, das mit solcher strahlenden Kraft nur einmal in das Dasein eines Menschen tritt. Und dieses Wunder hatte die kleine Blanche Taponnier in tiefster Seele erhöht und geweiht.

Sie wollte leicht und beschwingt werden wie die Taglioni. Sie träumte davon, daß auch sie einmal auf der Bühne tanzen würde, nicht in der Mitte der andern, als Nebenfigur im Ballett, sondern allein, in weißen Gewändern und weißen Schleiern wie die Taglioni, und daß ihr Fuß so leicht und beschwingt würde wie jener der Tänzerin, unter dessen Sohle sich kaum die Spitzen des Grases neigten, wenn sie darüber hin schwebte.

Aber das Leben der kleinen Blanche Taponnier war so kurz, daß sie nicht mehr in die Notwendigkeit versetzt wurde, diesen Traum zu begraben und einzusargen. Der nächste Winter schon in ihrem ungeheizten Hofzimmer zerstörte die letzte Kraft ihrer Lungen. Fiebernd, schwer atmend lag sie auf ihrem elenden Bette. Auf dem einzigen Stuhl des Zimmers saß der Bäckermeister. Er hatte frische Brötchen mitgebracht und Braten und eine Flasche alten Weines. Im eisernen runden Öfchen hatte er ein Feuer angezündet.

Traurig sah er auf die kleine Blanche Taponnier, die ihm wie eine Blume erschien, die verwelkt sein würde, bevor die Nacht gekommen.

Blanche Taponnier richtete sich in ihren Kissen auf, und der Bäckermeister eilte hinzu, sie zu stützen. Ihre Augen glänzten im Fieber, und in ihren Lungen rasselte der Atem.

„Siehst du, die Große Oper ist ausverkauft", flüsterte sie. „Ganz Paris ist herbeigeströmt, mich zu sehen. In der rechten Loge sitzt die Taglioni mit dem Diadem über ihrer Stirn. Auch sie will mich tanzen sehen. Ich schwebe über die Spitzen des Grases, und auch unter meinen Fußsohlen biegt es sich nicht. Ich bin ganz leicht. Ich bin ein Luftgeist. Ich bin eine Libelle. Meine Arme fühle ich nicht mehr. Auch nicht meinen Leib. Mich trägt der Wind. Eine Wolke werde ich sein. Eine weiße Wolke mit silberflimmerndem Rand . . ."

Der gute, treue Duprez begriff kein Wort von ihren Reden, aber er hielt sie in seinen stützenden Armen, bis sie ihren letzten Atemzug getan.

Aus den Jugendtagen der Streichinstrumente.

Von Ludwig Kern.

Bis in die nebelhaften Fernen ältester Vorgeschichte verlieren sich die Spuren, in denen sich das Verlangen des erwachenden Menschen spiegelt, die engen Grenzen des halbbewußten Ichs zu sprengen, Stück um Stück die zauberhafte Schönheit der Umwelt zu erobern und in den Abwandlungsmöglichkeiten des Stoffes die Unendlichkeit des Geschehens zu ahnen. In die Rinde eines Baumes oder in den steilen Fels oder in die nackten Wände seiner Höhlenwohnung gräbt er ein Abbild der Umgebung, eine Vervielfältigung der Erscheinungen, und bald lernt sein erfinderischer Geist, der toten Materie auch Töne zu entlocken, die der Stimme der Vögel oder Waldtiere zu gleichen scheinen und der unendlichen Klangwelt der Natur ein neues, vom Menschen erzeugtes Tonreich gegenüberstellen. In solche dunklen Vergangenheiten können die Streichinstrumente ihre Ahnenkette zurück leiten, deren Ursprung man gewöhnlich in die Zeit der Renaissance zu verlegen pflegt.

Die ältesten Mythen Ceylons erzählen ausführlich die Legende von dem Riesenkönig Ravanan, der als Erfinder des Ravanastrons gilt. Dieses früheste indische Saitenspiel bestand aus nichts weiter als einem Stocke, an dessen Ende ein kleiner Zylinder aus Sykomorenholz angebracht war, über den zwei an beiden Stockenden befestigte Saiten liefen. Alte etruskische und griechische Vasen zeigen ebenfalls ähnlich gebaute Instrumente. Die nächste Stufe auf dem Wege zum modernen Violoncello war das Rebab, das zwar nur eine Saite besaß, dafür aber schon schallverstärkende Faktoren aufwies. An Stelle des langen Stockes beim Ravanastron tritt hier ein verhältnismäßig kurzer Hals, und der Rumpf hat sich aus der Beschränktheit der kleinen Sykomorenholzrolle zu einem geräumigen, nach oben sich verjüngenden viereckigen Kasten entwickelt. Die Träger dieser Entwicklung waren im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung fast ausschließlich die Araber. Wohl scheinen auch in Europa bereits mit Bogen gespielte Streichinstrumente vorzukommen, denn Venantius Fortunatus erwähnt im Jahre 609 die Crotta der Britannier, aber solche ver-

einzelten Versuche fahrender nordischer Sänger können sich nicht mit dem breiten Strome rauschender Musikbegeisterung messen, der damals alle die Städte durchzog, in denen die dem Höhepunkt ihrer Macht zustrebenden Araber heimisch waren oder wurden. Sie hatten das ganze persische Musiksystem übernommen, allein von ihrem Lieblingsinstrument, der „Eloud", besaßen sie dreißig Abarten, daneben vierzehn verschiedene Typen von Streichinstrumenten. Wenig ist von diesem Reichtum erhalten geblieben, und das Rebab und die Kermantsche, die den Sturm rauher Jahrhunderte überdauert haben, erzählen in der Hand des die Kaffeehäuser von Kairo durchziehenden zerlumpten Straßensängers nichts mehr von dem märchenhaften Glanz vergangener Tage.

Jene Zeit höchster arabischer Macht und Kultur gab der sich leise entfaltenden Blütezeit des ritterlichen Mittelalters das Saitenspiel, das in die Instrumente ausmündete, die uns heute die Klänge Mozarts und Bachs vermitteln. Bereits aus dem 9. Jahrhundert besitzen wir die Darstellung einer einsaitigen Gigue, und bei Otfried taucht die Fidula auf. Im Museum zu Rouen findet man ein Bas-Relief aus der um 1066 errichteten St. Georgskapelle von Boscerville, auf dem ein Mann ein dreisaitiges Instrument mit einem Bogen spielt. An die Stelle der eckigen Formen des Rebab sind hier weiche, wellige Linien und Kurven getreten, die überraschend mit der Gestalt unserer heutigen Geige übereinstimmen. Außerordentlich interessant ist ferner ein Marmorrelief im Kölner Museum, das eine vollkommene Kniegeige hochentwickelter Form darstellt. Diese wachsende Vertrautheit mit dem Saitenspiel brachte im Mittelalter aber kaum weitere technische Fortbildungen auf dem Gebiete des Instrumentenbaus. Den Improvisationen der sangesfrohen Troubadoure genügte die Fiedel wie sie war, und so blieb es der Renaissance vorbehalten dem Bau der Streichinstrumente in kürzester Frist eine Vollendung zu geben, die auch die selbstbewußten Kinder des 20. Jahrhunderts noch nicht zu erreichen vermochten.

So wenig wie die Violine, so wenig ist das C[illegible] „erfunden" worden. Beide, und mit ihnen die zahlreichen Zwischenstufen, die rasch vergessen wurden, entstanden in einer allmählichen Entwicklung, die nur durch Fleiß und die Kunst vieler Generationen von Geigenbauern schließlich zu so großen Erfolgen führen konnte. Wo das erste eigentliche „Cello" gebaut wurde, ist heute ebensowenig zu ermitteln wie der Meister, der die erste „Violine" schuf. Die süddeutschen und die oberitalienischen Instrumentenmacherfamilien müssen sich ganz allgemein in den Ruhm teilen. In Lyon baute der aus Freising stammende Bayer, der in Frankreich unter dem Namen Duiffoprucart berühmt wurde, um 1560 seine prachtvollen Violinen. In Nürnberg verfertigte Hans Frey, Dürers Schwiegervater, seine Geigen. In Mantua, Brescia und Cremona arbeiteten andere Meister, die, ihre Kunst auf Kind und Kinderskind fortvererbend, alle zum großen Gelingen beitrugen. Schon hatte die Viola a gamba, die direkte Vorläuferin des Cellos, sich eingebürgert. Mit der Erfindung des Notendrucks, mit der Musik der niederländischen Schule entstand dann jene technisch gerüstete Komponistenschar, welche die Improvisationen der Alten beiseite drängte. Mit der wachsenden Herrschaft der Technik begann auch die Auflehnung der Streichinstrumente gegen die Vorherrschaft der Menschenstimme und mündete in eine Emanzipation, die anfeuernd auf den Instrumentenbau wirkte. Seine Blütezeit erreichte dieser im 17. Jahrhundert. Sie begann schon etwas früher, als Amati und Gasparo da Salo ihre Violinen und Celli bauten, und endete mit Guarnerius, Stradivari und den Meistern Deutschtirols, welche die Streichinstrumente zu ihrer unerreichten Vollendung führten.

Vor dem Silbernen Codex in Upsala.

Von Ludwig Bäte.

Der Hausmeister der großen Universitätsbibliothek auf dem Birkenhügel der schönen Stadt deutet freundlich auf den kleinen Ausstellungsraum. In einem schwarzen Samtkasten liegt, von dunklem Tuch zugedeckt, das älteste Buch, die älteste Handschrift gotischer Sprache.

Ihre Geschichte strömt rasch vorbei. Seit frühen Schultagen ist sie mir geläufig. Im fünfzehnten Jahrhundert wurde dieser Rest der alten Gotenbibel in Werden an der Ruhr aufgefunden. Von Prag aus brachte ihn der General Königsmark nach Schweden. Zwanzig Jahre später kamen die Blätter nach Holland, von wo aus sie dann in das nordische Land zurückkehrten. Gustav Adolfs Tochter Christine schenkte sie der Universitätsbücherei in Upsala. Ursprünglich waren es 330 Blätter; schon vor der ersten Übersiedlung nach Schweden waren 143 verschollen, 10, die kurz nach 1800 gestohlen wurden, fanden sich wieder. Heute hat man unter Leitung des schwedischen Nobelpreisträgers Svedberg einen Abdruck hergestellt, der das alte Heiligtum wundervoll wiedergibt.

Aber das ist es nicht, was mich so unmittelbar ergreift. Die Hände, die diese silbernen und goldenen Buchstaben auf den roten Pergamentgrund malten, modern seit anderthalb Jahrtausenden, die Männer, die den eingedunkelten Seiten so seltsames Schicksal schufen, sind lange tot. Die stammelnde, kindlich-rührende Sprache der Blätter redet keiner mehr. Was mich erschüttert, ist der Ausbruch aus dem Wald, das Tasten in die seltsame, schon bewunderte Welt der alten mittelländischen Kultur. Ein Volk, in dessen Augen noch die Märchen des Anfangs, die Träume der Götter sinnen, wird wach, hört Brunnen strömen, die nicht unter Bäumen quellen. Eine ferne, milde Lehre, die anders spricht als der Zornwind der hohen Ahnen in Walhall, singt. Sagte nicht Baldur so? Blau lehnt der Himmel über der heißen Ebene. Ein Mann wächst aus dem Sonnendunst auf, und seine Füße furchen den Sand. Schmale Hände begleiten deutend den schweren und doch so einfachen Sinn der Worte. Er ist kein Krieger, wenn auch seine Hände das Schwert zu führen wissen. Und ihr Bischof erzählt, daß er eine Burg im Himmel habe und seine Jünger ihn blitzend im Panzer umschirmen. Der dumpfe Donnerton der Wälder verebbt. Sie hören und glauben und spüren nicht, daß der Boden, auf dem sie standen, leise bebt, ihre Götter sich schmerzvoll wenden. Einstmals werden sie für diesen Geheimnisvollen und Fernen aufstehen und Zeugnis ablegen wie nie ein Volk. Einstmals werden sie sterben, das „Christ kyrie" auf den Lippen. Das alles bebt um die unbeholfenen Zeichen, die aus den Runen der Väter kamen. Das rote Pergament schwelt wie der dunkle, schwere Zeit kündende Abendhimmel über den verlorenen Eichen der nördlichen Heimat. Donner grollt bleiern, die silbernen Zeichen zucken wie Blitze.

Bunte Chronik



*** Der Terrier als Lebensretter.** Als die gefährlichsten Tiere Afrikas gelten keineswegs, wie man annehmen möchte, die großen Raubtiere oder der Elefant oder das Nashorn, obwohl mit diesen sicher nicht zu spaßen ist; vielmehr haben sowohl die Weißen als auch die Eingeborenen des schwarzen Erdteils den größten Respekt vor dem Büffel. Während nämlich fast alle anderen Tiere, wenn sie sich nicht gereizt fühlen, bei der Annäherung des Menschen flüchten, greift der Büffel ausnahmslos sofort an, wobei er eine ihm anscheinend nicht zuzutrauende Gewandtheit und Schnelligkeit entwickelt. Erst kürzlich mußte dies der Pflanzer Broughton aus Subiatia (Brit. Ostafrika) zu seinem Schaden erfahren. Er war eines Abends mit seiner Büchse auf die Antilopenjagd gegangen, als er plötzlich das laute Geschrei einiger Neger vernahm. Im gleichen Augenblick sah der Jäger auch schon einen starken Büffel auf sich zustürzen. Zum Schuß konnte der Farmer nicht mehr kommen. Er rannte daher auf einen nahen Baum zu, um sich in Sicherheit zu bringen, doch sein Feind war schneller. Im Nu hatte der Büffel sein Opfer erreicht und es zu Boden geworfen. Broughton schien verloren zu sein. Da kam unerwartete Hilfe. Sein Terrier fuhr unerschrocken laut kläffend auf den riesigen Büffel los und lenkte dadurch dessen Aufmerksamkeit für einen Augenblick ab. Dies genügte dem Pflanzer, sich aufzurichten und den Baum zu erreichen. Er hatte den Stamm erst halb erklettert, als der Büffel sich ihm wieder zuwandte. Das spitze Horn durchbohrte das linke Bein des Jägers. Der Stoß wurde mit solcher Wucht geführt, daß gleichzeitig ein großes Stück aus dem Baumstamm absplitterte. Trotz der schweren Wunde vermochte Broughton den Baum vollends zu erklimmen und sich so in Sicherheit zu bringen. Der Büffel beobachtete noch eine Zeitlang das ihm entgangene Opfer, dann trollte er sich langsam davon. Als nach einiger Zeit schwarze Arbeiter von der Pflanzung auf dem Kampfplatz erschienen, fanden sie ihren Herrn bewußtlos unter dem Baume liegen.

Lustige Rundschau



*** Versöhnung.** Richter: „Ihre Frau ist bereit, Ihnen die Hand zur Versöhnung zu reichen. Was haben Sie dazu zu bemerken?" — Angeklagter: „Ich nehme die Strafe an!!"

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Kruse; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.